

Der Übervater

Er war die legendäre Gestalt auf dem Foto im Regal, die niemand je gesehen hatte. Niemand außer meinem Vater, der zwanzig Jahre alt war, als Premchand starb, meinem Onkel, der damals fünfzehn war, und meiner Großmutter, die dreißig Jahre mit ihm verheiratet war und ihn um vierzig Jahre überlebt hatte. Er war bereits seit zwölf Jahren tot, als meine Eltern heirateten, somit hatte ich keine Chance, ihn kennenzulernen. Dennoch sah ich ihn überall. Die Atmosphäre unseres Hauses war durchdrungen von der Gegenwart meines Großvaters. Sein lebenslanger Einsatz für die Benachteiligten, seine Bereitschaft, für das Gemeinwohl persönliche Opfer zu bringen, und seine Ideale – all das war mit dem Gewebe unseres Lebens verflochten, selbst wenn niemand ihn erwähnte. Aber wir sprachen sehr wohl über ihn. Zum Beispiel, wenn meine Geschwister und ich uns, besonders wenn es auf Prüfungen zuing, über die Stromausfälle beklagten, die in unserer Kindheit häufig vorkamen. Dann hieß es, denkt daran, dass er beim Licht einer kleinen Ölfunzel gelesen und sogar geschrieben hatte. Während wir über unseren Schulbüchern büffelten, dachten wir neiderfüllt daran, was wir über seine erste Schule gehört hatten, eine Madrasa in Lalpur, einen halben Kilometer von Lamhi entfernt. Der Lehrer mit seiner Leidenschaft für Vögel hielt sich Nachtigallen, Beos und Muskatfinken in Käfigen, die überall in der Schule hingen. Die Schüler wurden losgeschickt, um Würmer für die Vögel zu sammeln, und aus diesen Ausflügen wurden kleine Naturexkursionen. Wenn ich dagegen mucksmäuschenstill die Korridore meiner Klosterschule in Allahabad durchschritt, ging mein Gemüt auf Wanderschaft. Die Schule meines Großvaters hatte mit Sicherheit mehr Spaß gemacht als meine.

Wenn einer von uns im Mathe-Test schlecht abschnitt, wurden wir zu Hause ausgeschimpft, aber wir wussten, dass diese Schelte vorgespielt war. Denn hinter allem stand der unausgesprochene Stolz, dass auch ER schwach in Mathe gewesen war. Er war sogar durch die Aufnahmeprüfung fürs College gefallen, weil er in Mathe nicht bestanden hatte. Selbst wo er versagt hatte, war er für uns ein Vorbild, dem wir stolz nacheiferten. Man dachte an ihn, wenn Taro-Knollen oder Auberginen zubereitet wurden, denn das waren Gemüsesorten, von denen ihm wegen seiner schlechten Verdauung abgeraten worden war. Wir lachten über die Geschichten von seinen Kinderstreichen, zum Beispiel wie er mit einem Freund Friseur spielte und ihm einen neuen Haarschnitt verpasste, bei dem auch das Ohr nicht ungeschoren blieb. Oder darüber, wie er und sein Cousin eine Rupie geklaut hatten. Das Geld stammte aus dem Verkauf von Hanf und war in einer Nische oben in der Wand aufbewahrt worden. Sie stahlen das Geld, wussten aber nicht,

was sie damit anfangen sollten. Natürlich kamen sie nicht ungestraft davon. Später schrieb Premchand eine Geschichte über den Vorfall, die er mit *Chori* (Der Diebstahl) betitelte.

Meine Großmutter, Shivrani Devi, erzählte ab und zu Begebenheiten aus seinem Leben. In einer davon ging es um Kazaki, den Eilboten der Post. Premchands Vater arbeitete bei der Post in Jamaniya. Kazaki brachte dem Jungen oft Geschenke mit – Zuckerrohr, Guaven, Möhren – und er ließ ihn auf seinen Schultern reiten. Es kostete Kazaki seine Stellung, als er eines Tages zu spät zur Arbeit erschien, weil er nach einem Geschenk für den Jungen Ausschau gehalten hatte. Der Vorfall prägte sich ihm ein. Später schrieb Premchand eine Geschichte über ihn. Wie konnte einer meilenweit über unwegsames Gelände rennen und dabei die ganze Zeit Briefe, Pakete und auch Geld ausliefern? Für mich, die ein komfortables Leben führte und das Haus selten verließ, klang das allzu anstrengend. Aber das Bild prägte sich mir ein: der rennende Bote mit seinem roten Turban und den Dienstabzeichen, gerüstet mit einem Speer zur Selbstverteidigung und Glöckchen, die ihn ankündigten. Das war ziemlich dramatisch.

Dann gab es da den Vorfall mit Gur, einer Süßigkeit aus Rohrzucker-Melasse im Wert von fünf Rupien, was damals viel Geld war. Premchand besuchte inzwischen die höhere Schule in Benares und sein Vater hatte ihm fünf Rupien geschickt, um dafür Gur zu kaufen. Der sollte ihn für die bevorstehende Prüfung bei Kräften halten. Mit seinen fünfzehn Jahren sollte er auch schon bald heiraten. Sein Vater war vielleicht zu optimistisch mit seiner Einschätzung, dass der Vorrat an Gur bis zur Prüfung reichen würde, denn dafür standen die Chancen schlecht. Premchand, sein Cousin und einige ihrer Freunde entwickelten nämlich einen enormen Appetit auf die Süßigkeit. Der Vorrat schwand dahin. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Schlüssel zu der Truhe mit dem Gur zu verstecken, warf mein Großvater ihn schließlich in einen Brunnen. Meine Großmutter lachte, wenn sie uns diese Geschichten erzählte. Das allein war schon ungewöhnlich, denn sie lachte sonst selten.

Unser Vater kaufte uns erst neue Schuhe, wenn die alten komplett abgetragen waren. Bevor wir ins Viertel Civil Lines fahren konnten, um neue zu kaufen, ließ er sich unsere ramponierten Schuhe vorzeigen. Meine Großmutter sagte, er sei seinem Großvater nachgeschlagen. Wenn Premchands Vater für seinen Sohn Schuhe kaufen musste, wählte er grundsätzlich die billigen, aus grobem, mit Salz gehärteten Kalbsleder. Sie wurden immer in Andhrapul in der Nähe des Bahnhofs von Benares gekauft, und nie durften sie mehr als zwölf Annas kosten.

Wenn der Schneider zu uns kam und auf der hinteren Veranda unseres Hauses seinen Arbeitsplatz einrichtete, um für uns Kleider zu nähen, die sie extravagant fand, sah unsere Großmutter ihn missbilligend an und stellte klar, dass ihr Mann nie Stoff gekauft hatte, der mehr als vier Annas pro Meter kostete.

Da war er, auf einem vergilbten Foto auf einem Regal im Wohnzimmer, eine kleine Person, weiß gekleidet in Dhoti und Kurta, eine Kappe aus grobem Stoff auf dem Kopf und mit einem Loch in seinem rechten Schuh, das er wohl nicht bemerkt hatte. Vielleicht waren dies die Schuhe aus dem harten Kalbsleder, die er noch lange trug, nachdem sein Vater schon verstorben war. Das Foto, auf dem er kaputte Schuhe trug, war berühmt geworden durch den Essay *Premchand ke Phate Joote* (Premchands zerschlissene Schuhe) des Satirikers Harishankar Par-sai. Sie waren knochenhart und drückten, aber er war inzwischen daran gewöhnt. Seine ebenfalls kleine Frau, die eine Gandhi-Brille mit runden Gläsern und höl-zerne Pantoletten trug, saß neben ihm. Gerade huschte ein freundliches, eher scheues Lächeln über sein Gesicht, und man fragte sich, wer wirklich hinter der öffentlichen Person steckte, die er nun war. Als er starb, war er sechsfünfzig Jahre alt. Es fühlte sich jetzt seltsam an, älter zu sein als der eigene Großvater. Im Tod würde er immer jung bleiben, jünger als wir anderen alle. Auch wenn Prem-chand selbst fehlte, war unser Haus erfüllt von Premchand als Idee. Und diese Vorstellung von ihm war allgegenwärtig, nicht nur in unserem Haus.

Er konnte überall auftauchen und er war ein Verwandlungskünstler. An einem Tag war er der Büroangestellte bei unserer Bank, aus dessen Mund Premchands Stimme erklang und Zeilen aus seinen Geschichten zitierte. Oder plötzlich verwandelte er sich in den Mann im schmutzig-weißen Hemd und einem um den Kopf gewickelten Baumwolltuch, der uns im Zug gegenüber saß und ganze Ab-sätze aus dem Werk meines Großvaters auswendig kannte. Dann war da der Wächter, der draußen vor dem Tor der Schule saß, die meine Mutter viele Jahre lang geleitet hatte. Oft sah man ihn, wie er in einem abgegriffenen Band mit Prem-chands Geschichten las und manchmal ein oder zwei Zeilen, die ihn besonders beeindruckt hatten, theatralisch zitierte. Es war schwer, Premchand zu entkom-men. Wir wurden zu Theateraufführungen eingeladen, die auf seinen Erzählungen beruhten, am häufigsten *Idgah* (Der Festplatz) oder *Bade Bhai Sahab* (Der große Bruder). Die extreme Hochachtung, die unserer Familie entgegengebracht wurde, rief in mir eine Mischung aus Stolz, Verlegenheit und Schuldgefühlen hervor. Denn was hatten wir selbst schon getan, um diese Aufmerksamkeit zu verdienen?

Und was genau war es, das ihn so populär machte? Vielleicht war es sein mit-fühlender, großzügiger und humorvoller Ton, der jeden Leser ganz individuell

ansprach. Wie beliebt er war, wurde mir wieder einmal deutlich, als ich 2005 sein Dorf Lamhi besuchte, um an einer Veranstaltung zu seinem 125. Geburtstag teilzunehmen. Wir nahmen die Straße, die von Benares nach Azamgarh führt und Pandeypur durchquert, was jetzt ein Außenbezirk von Benares ist. Wenn man auf dieser Straße bleibt, kommt man nach Sarnath, aber vorher teilt sich die Straße, die jetzt Munshi Premchand Marg heißt, und verengt sich, während sie sich durch das Dorf Lamhi windet. Madhuka- und Mangobäume säumen die Straße zu beiden Seiten. Dahinter erstrecken sich Zuckerrohrfelder. Im Winter wuchsen dort Senfpflanzen. Gleich außerhalb von Benares meinte man, mitten auf dem Lande zu sein. Das Dorf selbst hatte sich kaum verändert, bis auf einige neue Häuser und Läden. Es gehörte jetzt zu Benares, war aber immer noch ein Dorf.

Das von Premchand erbaute Haus stand noch, war aber halb verfallen. Das Dach war eingestürzt und das ursprüngliche kleine Lehmhaus, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, war abgerissen worden. An diesem Platz stand jetzt eine Büste, die wenig Ähnlichkeit mit meiner Vorstellung von ihm hatte. Der Bambushain in der Nähe des Hauses war erfüllt vom Gezwitscher der Vögel. Es gab auch einen Teich, der aber jetzt ausgetrocknet war. Der Ramlila-Platz war noch wie früher. Er war der Schauplatz von mindestens einer seiner Geschichten, wie mir deutlich bewusst wurde, als ich umherspazierte. Von einem früheren Besuch erinnerte ich mich an eine Ölpresse, ein altertümliches Gerät, an das ein Ochse angejocht war. Der Ochse drehte mühsam Runde um Runde, wodurch die Maschine in Betrieb gesetzt und das Öl aus den Senfsamen gepresst wurde. Es gab auch einen Brunnen mit vermodertem Bewuchs auf den Ziegeln seiner Innenwand. Eine improvisierte Bühne war aufgebaut worden und mehrere lange Tuchbahnen schützten vor der glühend heißen Julisonne. Einige Minister von Landes- und Zentralregierung wurden erwartet und durch ihr unpünktliches Eintreffen verspätete sich alles.

Ich konnte nicht aufhören, die Menschenmenge zu beobachten. Viele Leute saßen unter den Tuchbahnen und manche daneben auf der Erde, wo kein Schatten war. Alle saßen dicht zusammen im abgeriegelten Bereich. Sie mussten dort schon stundenlang geduldig gewartet haben. Wer waren diese Leute? Warum waren sie hier? Hatten sie alle Premchand gelesen? Einige von ihnen mit Sicherheit. Aber viele konnten gewiss nicht lesen, geschweige denn ihren eigenen Namen schreiben. Sie hätten selbst Figuren aus einer Geschichte Premchands sein können. Waren sie nur gekommen, um sich das große Spektakel anzuschauen, weil nun endlich mal etwas in dem kleinen Dorf los war? So wichtige Leute, wie nun zu dieser Veranstaltung anreisten, bekamen sie sonst wohl kaum zu sehen. Es mag viele

Gründe gegeben haben, warum sie sich hier versammelten, aber vor allem schien mir, waren sie gekommen, um ihre Ehrerbietung zu erweisen. Einem Schriftsteller, den sie nicht als einen distanzierten Intellektuellen ansahen, sondern als einen von ihnen – der vor allem ihre Geschichten erzählenswert gefunden hatte, der sie auf die literarische Landkarte gesetzt und ihnen eine Bedeutung gegeben hatte.

Um Premchands bleibende Anziehungskraft zu verstehen, ist es wichtig, den Perspektivwechsel zu sehen, den er mit seinen Schriften bewirkte, und wie er die literarische Bühne und die Darsteller in den Hauptrollen neu definierte. Seine Welt wird von einfachen Leuten bevölkert, von Männern und Frauen, die ihr Leben in Armut fristen, in einem System, das niemanden verschont. Frauen spielen eine besondere Rolle in seinen Geschichten; sie sind glaubhafte und starke Persönlichkeiten, oft treffen sie die Entscheidungen, die den Ausgang der Geschichte bestimmen. Dalits, Indigene und Angehörige höherer Kasten, Muslime und Christen treten als eigenständige Individuen auf, nicht als Sprachrohre bestimmter Ideologien. Natürlich musste er dafür geradestehen. Die Tatsache, dass er Kastennamen verwendete, die in seinem Werk einfach auf berufliche Tätigkeiten hinwiesen, wird heute als Herabwürdigung ausgelegt. Er stellt Dalits immer mitfühlend dar. Man könnte sogar sagen, dass er die üblichen Wertungen umgekehrt hat, und mit seiner Neigung zu ihren Gunsten porträtiert er sie als Opfer. Das aber lehnen heute einige intellektuelle Dalits vehement ab. Seine Geschichten haben eine natürliche Bodenständigkeit, die der damaligen Literatur sonst fehlte. Liegt vielleicht darin – in der Verschiebung der Fiktion in die reale Welt – seine Größe?

Premchands eigene Sicht darauf war: „Was gibt es schon aus meinem Leben zu berichten? Es ist ein nichtssagendes, gewöhnliches Leben, wie es Millionen Menschen in diesem Land führen. Ein normaler Ehemann und Vater, gefangen in den Problemen des Familienlebens, ein armer Schullehrer, der sein Leben lang die Schreibfeder übers Papier geschoben hat, in der Hoffnung, dadurch etwas zu verdienen, was aber nie geschehen ist. Was soll daran schon besonders sein? Ich bin wie ein Schilfrohr, das am Flussufer schwingt, und in mir säuselt der Wind. Das ist schon alles. Ich habe nichts Eigenes. Meine Geschichte ist die Geschichte des Winds, der in mir sang ...“

Er fing die „Geschichte der Winde“ ein. Premchand war selbst ein unersättlicher Leser der phantastischen und romantischen Literatur seiner Zeit. Darüber spricht er in *Meri Pahli Rachna* (Mein erstes Werk). Zu den vielgelesenen Urdu-Romanciers seiner Zeit gehören Maulana Sharar, Pandit Ratan Nath Sarshar, Mirza Hadi Rusva und Maulvi Muhammad Ali aus Hardoi. Da waren Maulana Faizis enzyklopädisches Werk *Tilism-e-Hoshrubā* (Die Bezauberung der Sinne)

und Urdu-Übersetzungen von populären viktorianischen Autoren wie George W. Reynolds, der Großstadt-Kriminalgeschichten und gruselige Groschenromane schrieb. Der berühmteste davon war *The Mysteries of London*, eine lange Fortsetzungsgeschichte über die zwielichtige Unterwelt Londons in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Damals war sein Vater in Gorakhpur angestellt. Premchand war dreizehn Jahre alt, im 8. Schuljahr, und er beschreibt, wie er diese Bücher bei Buddhilal, dem Buchhändler, verschlang. Da er nicht den ganzen Tag dort sitzen und Bücher lesen konnte, fing er an, den Kindern aus der Missionsschule Erläuterungshefte für ihre englischen Schulbücher zu verkaufen. Im Gegenzug durfte er einige der Bücher mit nach Hause nehmen. Auf diese Weise las er Hunderte von Romanen und man kann sehen, wie sich in ihm allmählich ein kreatives Universum ausbildete und wie seine Ansichten über Literatur und ihre Rolle in der Gesellschaft Gestalt annahmen.

Bald entwickelte sich sein Interesse am Schreiben. „Ich schrieb und zerriss es wieder, schrieb und zerriss es wieder“, sagt er über diese Zeit. Das Erste, was er mit dreizehn Jahren schrieb, war ein Theaterstück, das nicht erhalten ist. Es ging darin um eine Liebesaffäre zwischen einem entfernten Onkel von ihm und einer Frau aus niedriger Kaste. Damit zahlte er es dem Onkel heim, der es missbilligte, dass er Romane las. Er trug das Stück zur allgemeinen Belustigung seinen Freunden vor. Sich mit Schreiben zu revanchieren war etwas, das er später nie wieder tat. Vielmehr begann er, die Rolle des Schreibenden ernst zu nehmen. Es war die Aufgabe des Schriftstellers, sich auf die Probleme der Gesellschaft zu konzentrieren. Aber wer würde solche wohlgemeinten Lehrschriften lesen? Vor allem musste das Werk unterhaltsam sein, um überhaupt gelesen zu werden. Wie konnte es einer Sache dienen, wenn es langweilig und moralisierend war? Aber zugleich galt es, Frivolität und Effekthascherei zu vermeiden. Wogegen kämpfte er bei all seinen Überlegungen zu engagierter Literatur? Korruption war damals wie heute weit verbreitet und es gab eine scharfe Trennung von Kasten und Klassen, die zu Ausbeutung führte. Es war unvermeidlich, Schulden zu machen. Dann gab es das Übel der Unberührbarkeit, nicht zu sprechen von der furchtbaren Lage der Frauen, besonders der Witwen. Und all diese Probleme wurden verschärft durch die Anwesenheit der Briten im Land.

Es gab so viele lohnende Themen, aber geschrieben wurden lauter unglaubliche Geschichten von Magie und romantischer Liebe. Sie passten absolut nicht zu seinen Vorstellungen von Literatur. Wenn er diese Ideen erläutert, wird er manchmal moralisierend. Er hatte so viel zu sagen und er war in Eile, es zu sagen. Nicht alle seine Geschichten sind ganz auf der Höhe, man muss sie sehen als Teil

einer sich wandelnden, suchenden Vorstellungskraft. Er übernahm die Technik, spannende Geschichten zu schreiben, von den Dastans, längeren Erzählungen aus der Urdu-Literatur, die er so gerne las, und nutzte sie nun zu seinen eigenen Zwecken. Die Geschichten pendeln jäh zwischen Lehrhaftigkeit und psychologischen Schilderungen, zwischen Farce, Ironie und Tragödie. Nie mangelt es ihm an Empathie für seine Figuren; er begibt sich ganz in sie hinein. Der Standpunkt jeder Figur wird so präsentiert, dass selbst die finstersten Charaktere Opfer ihrer Umstände zu sein scheinen, und nicht, weil sie an sich böse sind.

Inzwischen hatte er geheiratet. Er war bereits einmal verheiratet gewesen: eine vom Vater seiner Stiefmutter arrangierte Ehe, als Premchand fünfzehn Jahre alt war. Diese Ehe war eine Katastrophe. 1905 oder 1906 heiratete mein Großvater meine Großmutter, die schon als Kind verwitwet war. Zur damaligen Zeit war die erneute Heirat einer Witwe etwas Unerhörtes. Die Heirat meiner Großeltern bekräftigte zweifellos seinen Standpunkt dazu, und auch ihren, was nicht unerwähnt bleiben soll. Kurz zuvor hatte er eine schwierige Zeit durchgemacht. Sein Vater war gestorben, woraufhin er sich um seine Stiefmutter und deren zwei Söhne kümmern musste. Sie waren bitterarm und er war der Einzige, der Geld ins Haus bringen konnte. Er fand eine Anstellung als Privatlehrer für den Sohn eines Rechtsanwalts bei einem Gehalt von fünf Rupien. Davon schickte er drei nach Hause und lebte von den übrigen zwei. Es war ein Glücksfall, dass er 1899 bei einer kleinen Missionsschule in Chunar bei Benares als Lehrer angestellt wurde. Dort verdiente er achtzehn Rupien, einen Betrag, von dem er nie zu träumen gewagt hätte. Er wechselte häufig seine Arbeitsplätze und schrieb nebenher. Zwischen 1905 und 1920 veröffentlichte Premchand viel zu politischen und sozialen Themen in der Urdu-Zeitschrift *Zamana*, die von Munshi Dayanarayan Nigam in Kanpur herausgegeben wurde.

In meiner Jugend erfuhr ich, wie mein Großvater 1920, einundvierzigjährig und Vater zweier kleiner Kinder, als Reaktion auf Gandhis Aufruf zur Nicht-Zusammenarbeit mit den Briten seine einträgliche Stelle im Education Department kündigte, ohne einen Plan, wie er nun seine Familie durchbringen sollte. Er war damals in Gorakhpur, als Gandhi die Stadt besuchte, und was Gandhi sagte, bewegte ihn zutiefst. Mit dem Ergebnis, dass er und seine Freunde begannen, Spinnräder zu verkaufen, um Gandhis Appell zu unterstützen, selbst handgesponnene Kleidung herzustellen. Das entsprach Premchands Vorsatz, in seinem eigenen Leben die Werte zu praktizieren, an die er glaubte. In diesem Licht glich er fast einem Heiligen oder einer Figur aus den alten Mythen. Aber da war auch sein lautes und ansteckendes Lachen, das sowohl mein Vater als auch mein Onkel – die sonst

wenig gemein hatten – von ihm geerbt hatten. Als mein Onkel uns in Delhi besuchte, lachten die beiden Brüder manchmal gleichzeitig, und dahinter hörte man das Echo eines dritten Lachens, dem ihres Vaters.

Ich kann mich nur vage an meine ersten Begegnungen mit den Büchern meines Großvaters erinnern. Anfangs war da das Gefühl, ich hätte seine Schriften quasi mit der Muttermilch aufgesogen. Die einzigen Geschichten, die ich gelesen hatte, standen auf dem Lehrplan für den Hindi-Unterricht in meiner katholischen Klosterschule. Alle übrigen Fächer wurden auf Englisch unterrichtet. Die Lehrerinnen waren strenge deutsche Nonnen. Zum Hindi-Unterricht gehörten auch Kindergeschichten, die *Jangal ki Kahaniyaan* (Waldgeschichten) und die *Kutte ki Kahani* (Geschichte eines Hundes), wovon es mehrere Exemplare in unserem Haus gab. Für meinen Geschmack fehlte ihnen die Brillanz von *Do Bailon ki Katha* (Geschichte zweier Ochsen) oder *Poos ki Rat* (Eine Nacht im Januar), in denen ebenfalls Tiere die Hauptfiguren waren. Der Roman, den ich mit elf oder zwölf Jahren zuerst entdeckte, war *Godan* (Die Kuhschenkung). Es war ein grünlicher Hochglanzband, der mich auf Augenhöhe aus einem Bücherregal meines Vaters anschaute. Seltsamerweise war die Ausgabe nicht auf Hindi oder Urdu, sondern in einer Fremdsprache, die ich für Norwegisch hielt. Es war Dänisch, wie sich später herausstellte. Es war das Belegexemplar, das der Verleger meinem Vater geschickt hatte. Aber jetzt spielt mir mein Gedächtnis Streiche. Ich meinte, mich an das Bild eines Bauern mit einer Kuh auf dem Umschlag zu erinnern, aber als ich das Buch neulich wiedersah, hatten sich der Bauer und die Kuh in eine Frau mit großen Augen vor dem Hintergrund eines Dorfes verwandelt! Ich weiß noch, wie ich als Kind in diesem Buch geblättert habe, worin das Wort *Godan* in lateinischen Buchstaben und in Nagari wie ein Leuchtfeuer im Nebel meines Unverständnisses aufblitzte. Einige Jahre später fand ich auf einem Regal im Bücherlager unseres Hauses mehrere Exemplare des Hindi-Originals in der Erstausgabe von 1936. Daneben standen auch die Urdu-Version, die nach seinem Tod herauskam, und ein Exemplar von Gordon Roadarmels Übersetzung *The Gift of a Cow*, publiziert 1968 bei Allen & Unwin. Ich las die Hindi-Ausgabe des Buchs, das als sein Meisterwerk gilt, erst als Erwachsene, in wohlthuender Distanz von den gemischten Gefühlen, die meine Kindheit und Jugendbestimmten.

Premchand schrieb, mit Unterbrechungen, drei Jahre lang an *Godan*, während er sich noch um viele andere Dinge kümmern musste. Da waren die drängenden Probleme mit der Saraswati Press, der es finanziell schlecht ging. Er hatte 1930 auch die Hindi-Literaturzeitschrift *Hans* gegründet und 1932 *Jagran*, eine Zeitschrift zu politischen Themen. Im April 1934 war er von der Filmgesellschaft

Ajanta Cinetone begeistert nach Bombay eingeladen worden. Dort unterzeichnete er einen Vertrag, Filmdrehbücher zu schreiben, und er spielte sogar selbst eine Nebenrolle in *Mill Mazdoor* (Der Fabrikarbeiter), seiner ersten Geschichte, die verfilmt wurde. Der Film wurde zuerst in Lahore gezeigt, aber später wurde er verboten, weil er Fabrikarbeiter dazu aufgewiegelt hatte, gegen die Fabrikanten zu rebellieren. Paradoxerweise inspirierte der Film auch die Arbeiter bei Premchands finanzschwacher Saraswati Press, einen Protest zu organisieren, als das bankrotte Unternehmen die Löhne nicht auszahlen konnte. Der Umzug nach Bombay erwies sich letztlich als Enttäuschung, und nach weniger als einem Jahr war Premchand wieder in Lamhi.

Er arbeitete weiter an *Godan*, obwohl er gesundheitlich angeschlagen war. Daher wundert es nicht, dass er so lange brauchte, um das Buch abzuschließen, und dass es erst wenige Monate vor seinem Tod im Oktober 1936 veröffentlicht wurde. Teilweise kann das auch die ungleiche Qualität der Schilderung und die fragmentierte Struktur des gesamten Romans erklären. *Godan* ist ein politischer Roman, der zu einer Zeit entstand, als der Kampf um die Unabhängigkeit seinen Gipfel erreicht hatte. Daher ist es paradox und ein wenig rätselhaft, dass Premchand die Briten mit keinem Wort erwähnte. Seine Bewunderung für Gandhi als moralische und politische Kraft, auch wenn sie nicht direkt artikuliert wird, durchdringt den Geist des Romans. *Godan* ist das letzte Werk, das er veröffentlichte. Er hinterließ einen unvollendeten Roman, *Mangalsutra* (Die Halskette verheirateter Frauen), sein letztes Buch. Aber *Godan* war Premchands erster Roman, den ich las.

Welche Bedeutung sollte ich dem Erbe meines Großvaters beimessen, in das ich hineingeboren wurde? Vor einigen Jahren sprach mich jemand an, der ein Premchand-Museum gründen wollte. Er fragte, ob die Familie irgendwelche Gegenstände meines Großvaters besäße, die dem Museum gestiftet werden könnten. Aber da gab es nichts. Ist es überhaupt möglich, ein von materiellen Besitztümern so freies Leben mit Dingen abzubilden? Wie sollte ein Museum um ein Leben herum konzipiert werden, das sich von dem eines Normalbürgers kaum unterschied? Ich konnte sehen, wie er mich aus der Fotografie anblickte, die ich als Glücksbringer über meinem Schreibtisch – der einmal seiner war – aufbewahre. Der Tisch ist das Einzige von ihm, das jetzt mir gehört. Ich war und bin nicht bereit, ihn wegzugeben, auch nicht an ein Museum. Und das Foto war dasselbe, über das ich mich mit meinen Geschwistern gestritten hatte, als wir Kinder waren. Der Stolz auf unseren Vorfahren verstieg sich manchmal ins Absurde. Wir suchten in dem Gesicht nach Ähnlichkeiten und kamen zu dem Schluss, dass mein jüngster Bruder ihm am meisten glich. Aber auch ich wollte wie er aussehen! Er hatte

hohe Wangenknochen, leicht schräge Augen und kräftige Augenbrauen. Seine linke Augenbraue, da war ich mir sicher, die hatte ich von ihm.

Ich sah ihn noch einmal an. Hatte er mir gerade zugeblinzelt?

Aus: *Raw Umber. Erinnerungen an eine indische Künstlerfamilie* von Sara Rai, Draupadi Verlag 2026

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags